

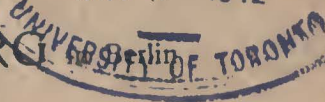
DEUTSCHE LITERATURZEITUNG

herausgegeben von

Professor Dr. PAUL HINNEBERG

SW. 68, Zimmerstr. 94.

III 4 - 1912



Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW. 68, Zimmerstraße 94.

Erscheint jeden Sonnabend im
Umfange von wenigstens 4 Bogen.

XXXIII. Jahrgang.
Nr. 24. 15. Juni. 1912.

Abonnementspreis
vierteljährlich 7,60 Mark.

Preis der einzelnen Nummer 75 Pf. — Inserate die 2 gespaltene Petitzeile 30 Pf.; bei Wiederholungen und größeren Anzeigen Rabatt.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Kaiserlichen Postämter entgegen.

Systematisches Inhaltsverzeichnis.

Ein alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Bücher mit Seltensachen findet sich zu Anfang des redaktionellen Teils.

Prof. Dr. A. Heusler: Eduard Sievers und die Sprachmelodie.

Allgemeinwissenschaftliches; Gelehrten-, Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Briefe von David Friedrich Strauß an L. Georgii. Hgb. von H. Maier. (August Baur, Dekan Dr. theol., Weinsberg.)

W. Stoewer, Katalog einer Lehrerbibliothek für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. (Gustav Louis, Direktor der 6. Realschule, Prof. Dr., Berlin.)

Berichte der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften.

Theologie und Kirchenwesen.

Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte. Hgb. von A. de Waal und J. P. Kirsch. 25. Jahrg. (Karl Bihlmeyer, ord. Univ.-Prof. Dr., Tübingen.)

Blau, und dann 2. Aufl.

Philosophie.

J. A. Endres, Die Zeit der Hochscholastik. Thomas von Aquin;

P. Mandonnet, Des écrits de S. Thomas d'Aquin;

Fontes vitae S. Thomae Aquinatis illustr. a D. Prümmer. Fasc. I. (Clemens Bäumker, ord. Univ.-Prof. Dr., Straßburg)

Erziehungswissenschaft.

P. Geyer, Der deutsche Aufsatz. 2. Aufl. (Paul Goldscheider, Direktor des Gymn., Dr., Cassel.)

Allgemeine und orientalische Philologie und Literaturgeschichte.

S. Funk, Talmudproben. (Wilhelm Bacher, Prof. an der Landes-Rabbinerschule, Dr., Budapest.)
Archives d'Études orientales. Publ. par J.-A. Lundell. Livr. I—IV.

Griechische und lateinische Philologie und Literaturgeschichte.

Fr. Münzer, Cacus der Rinderdieb. (Jesse Benedict Carter, Direktor der American School of classical studies, Prof. Dr., Rom.)

Ed. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. 1. R. 4. Aufl.

Deutsche Philologie und Literaturgeschichte.

R. Riemann, Das neunzehnte Jahrhundert der deutschen Literatur. 2. Aufl. (Richard M. Meyer, ord. Univ.-Prof. Dr., Berlin.)

J. Weigle, Emanuel Geibels Jugendlyrik;

Fr. Stichternath, Emanuel Geibels Lyrik, auf ihre deutschen Vorbilder geprüft. (Alfred Biese, Direktor des Gymn., Prof. Dr., Neuwied.)

Generalesammlung der Goethe-Gesellschaft.

Englische und romanische Philologie und Literaturgeschichte.

The Cambridge History of English Literature. Ed. by A. W. Ward and A. R. Waller. Vol. IV. V. VI. (Rudolf Imetmann, Privatdoz. Dr., Bonn.)

F. Baldensperger, Alfred de Vigny. (Philipp August Becker, ord. Univ.-Prof. Dr., Wien.)

Kunstwissenschaften.

Fr. von Duhn, Ein Rückblick auf die Gräberforschung. (Fritz Baum-

garten, ord. Honorar-Prof. Dr., Freiburg i. B.)

E. Müller, Eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters. Charlotte Birch-Pfeiffer (1837—1843). (Alexander v. Weilen, ord. Univ.-Prof. Dr., Wien.)

Replik. (Christian Meyer, Staatsarchivar a. D., Dr., München.)

Antwort. (Julius Baum, Privatdoz. an der Techn. Hochschule, Dr., Stuttgart.)

Geschichte.

M. Dieulafoy, La bataille d'Issus. (W. Dittberner, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymn., Dr., Berlin.)

Mecklenburgisches Urkundenbuch, hgb. von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. XXIII. Bd. (Johannes Kretschmar, Staatsarchivar Archivrat Dr., Lübeck.)

H. Kell, Wölflin. (Ernst Deuriert, Dr. phil., Leipzig.)

Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches (1870—71), hgb. von E. Brandenburg. (Horst Kohl, Konrektor des Königin-Carolagymn., Studienrat Prof. Dr., Leipzig.)

Staats- und Rechtswissenschaft.

Fr. Lampp, Die Getreidehandelspolitik in der ehemaligen Grafschaft Mark während des 18. Jahrh. a. (Franz Böckenholt, Dr. phil., Hamm.)

M. L. Müller, Die Bedeutung des Kausalzusammenhangs im Strafu. Schadenersatzrecht. (Alexander Graf zu Dohna, ord. Univ.-Prof. Dr., Königsberg.)

Mathematik und Naturwissenschaft.

H. Broggi, Versicherungsmathematik. Deutsche Ausgabe. (Alfred Loenz, ord. Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Philologische Handbücher.

Geschichte der römischen Litteratur von Fr. Aly. 7 M., geb. 9 M.

Griechische Literaturgeschichte von Theod. Bergk.

I. Band. Geographische und sprachliche Einleitung. Vorgeschichte. Erste Periode von 950—776 v. Chr. G. 9 M.

II. Band. Zweite Periode: Das griechische Mittelalter von 776 (Ol. I) bis 500 (Ol. 70) v. Chr. G. — Dritte Periode: Die neuere oder attische Zeit von 500 (Ol. 70) bis 300 (Ol. 120) v. Chr. G. Einleitung. Epische und lyrische Poesie. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Gustav Hinrichs. 6 M.

III. Band. Dritte Periode: Die neue oder attische Zeit von 500 (Ol. 70) bis 300 (Ol. 120) v. Chr. G. Dramatische Poesie. Die Tragödie. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Gustav Hinrichs. 7 M.

IV. Band. Dritte Periode: Die neue oder attische Zeit von 500 (Ol. 70) bis 300 (Ol. 120) v. Chr. Geb. Dramatische Poesie. Die Komödie. Die Prosa. — Anhang: Nachleben der Litteratur von 300 v. Chr. bis 527 n. Chr. (Vierte und fünfte Periode.) Herausgegeben von Rudolf Peppmüller. 8 M.

Griechische Geschichte von Ernst Curtius.

I. Band. Bis zum Beginn der Perserkriege. 6. Aufl. 8 M.

II. Band. Bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges. 6. Aufl. 10 M.

III. Band. Bis zum Ende der Selbständigkeit Griechenlands. Mit Zeitafel und Register zu Bd. I—III. 6. Aufl. 12 M.

Leben der Griechen und Römer von Gull und Komer. 6. vollständig neu bearbeitete Auflage von Rich. Engelmann. Mit 1061 Abbildungen. Geb. 20 M.

Griechische und römische Metrologie von Friedr. Hultsch. 2. Bearbeitung. 8 M.

Topographie der Stadt Rom im Alterthum von H. Jordan.

I. Band. Erste Abtheilung. Einleitung. Die Trümmer und ihre Deutung. — Die Überlieferung des Altertums und die Zerstörung des Mittelalters. — Die topogr. Forschung seit dem XV. Jahrh. — Erster Theil. Lage, Boden, Klima. Älteste Ansiedelungen. Servianische Mauer. Tarquinische Bauten und Servianische Stadt. Stadt der XIV Regionen. Aurelianische Mauer. Brücken-, Ufer-, Hafenbauten. Wasserleitung. Innerer Ausbau. Mit 2 Tafeln Abbildungen. 6 M.

II. Band. Zweite Abtheilung. Zweiter Theil. I. Die Altstadt: Capitolinischer Burghügel. Überreste des Forums und der Sacra via. Plätze und Märkte im Norden und Süden des Forums. Mit 5 Tafeln Abbildungen und einem Plan des Forums in Farbendruck. 8 M.

I. Band. Dritte Abtheilung. Spezialbeschreibung der alten Stadt. Mit 11 Taf. Abbildungen. 16 M.

II. Band. Untersuchungen über die Beschreibung der XIV Regionen. Über die mittelalterlichen Stadtbeschreibungen. Urkunden. Notitia urbis reg. XIV. Mirabilia urbis Romae. 6 M.

Römische Alterthümer von Ludwig Lange. 3 Bände.

I. Band. Einleitung und der Staatsalterthümer Erster Theil. 3. Aufl. 9 M.

II. Band. Der Staatsalterthümer Zweiter Theil. 3. Aufl. 8 M.

III. Band. Der Staatsalterthümer Dritter Theil. I. Abth. 2. Aufl. 6 M.

Römische Geschichte von Theodor Mommsen.

I. Band. Bis zur Schlacht von Pydna. Mit einer Militärkarte von Italien. 10. Aufl. 10 M.

II. Band. Von der Schlacht von Pydna bis auf Sulla's Tod. 10. Aufl. 5 M.

III. Band. Von Sulla's Tode bis zur Schlacht von Thapsus. Mit Inhaltsverzeichnis zu Band I—III. 10. Aufl. 8 M.

V. Band. Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. 6. Aufl. Mit 10 Karten von H. Kiepert. 9 M.

Ein vierter Band ist nicht erschienen.

Italische Landeskunde von Heinrich Nissen.

I. Band. Land und Leute (Quellen-Namen und Grenzen — Das Meer — Alpen — Poland — Apennin — Vulkanismus — Apenninflüsse — Inseln — Klima — Vegetation — Volksstämme). 8 M.

II. Band. Die Städte. 1. Abteilung 7 M. 2. Abteilung 8 M.

Griechische Mythologie von Ludwig Preller.

I. Band. Theogonie und Götter. 4. Aufl. von Carl Robert. 1. Hälfte. 5 M. 2. Hälfte. 8 M.

II. Band. Heroen. 4. Aufl. von Carl Robert. In Vorbereitung.

Römische Mythologie von Ludwig Preller. 3. Aufl. von H. Jordan.

I. Band. Einleitung. Theologische Grundlage. Zur Geschichte des römischen Kultus. Die himmlischen und die herrschenden Götter. Mars und sein Kreis. Venus und verwandte Götter. 5 M.

II. Band. Gottheiten der Erde und des Ackerbaues. Unterwelt und Todtendienst. Die Götter des flüssigen Elements. Die Götter des feurigen Elements. Schicksal und Leben. Halbgötter und Heroen. Letzte Anstrengungen des Heidenthums. 5 M.

Griechische Allerthümer von G. F. Schoemaun.

4. Auflage. Neu bearbeitet von J. H. Lipsius.

I. Band. Das Staatswesen. 12 M.

II. Band. Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen. 14 M.

DEUTSCHE LITERATURZEITUNG.

Nr. 24.

XXXIII. Jahrgang.

15. Juni 1912.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Archives d'Études orientales. (1507.)	Fontes vitae S. Thomae Aquinatis. (1497.)	Altertumskunde u. für Kirchengeschichte. (1493.)
Baldensperger, Alfred de Vigny. (1519.)	Funk, Talmudproben. (1505.)	Riemann, Das neunzehnte Jahrhundert der deutschen Literatur. (1510.)
Bleu, Und dann? (1494.)	Geyer, Der deutsche Aufsatz. (1501.)	Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. (1509.)
Briefe von David Friedrich Strauß an L. Georgil. (1486.)	Keil, Wölfs. (1527.)	Sievers, Rhythmisch-melodische Studien. (1477.)
— und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches. (1527.)	Lampp, Die Getreidehandelspolitik in der ehemaligen Grafschaft Mark. (1529.)	Stichternath, Emanuel Geibels Lyrik, auf ihre deutschen Vorbilder geprüft. (1512.)
Broggi, Versicherungsmathematik. (1534.)	Mandonnet, Des écrits de S. Thomae d'Aquin. (1497.)	Stoewer, Katalog einer Lehrerbibliothek für höhere Lehranstalten. (1489.)
Cambridge History of English Literature. (1515.)	Müller, E., Eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters. Charlotte Birch-Pfeiffer. (1522.)	Urkundenbuch, Mecklenburgisches. (1526.)
Dienlsoy, La bataille d'Issus. (1525.)	—, M. L., Die Bedeutung des Kausalzusammenhangs im Stral- u. Schadensersatzrecht. (1531.)	Weigle, Emanuel Geibels Jugendlyrik. (1512.)
v. Duhn, Ein Rückblick auf die Gräberforschung. (1521.)	Münzer, Cacus der Rinderdieb. (1508.)	
Endres, Die Zeit der Hochscholastik. Thomas von Aquin. (1497.)	Quartalschrift, Römische, für christliche	

Eduard Sievers und die Sprachmelodie.

Von Dr. Andreas Heusler, aord. Univ.-Professor, Berlin.

Die Lehre von Eduard Sievers über die Sprachmelodie hat seit mehr als zehn Jahren die Aufmerksamkeit nicht nur der engeren Fachgenossen auf sich gezogen. Gläubige und Zweifelnde waren wohl einig darin, daß man die eigentliche Begründung der Theorie erst noch zu erwarten habe. Wenn jetzt Sievers fünf Artikel aus den Jahren 1893—1908 zusammenstellt, darunter einen bisher ungedruckten Vortrag vom Herbst 1903¹⁾, so darf man vielleicht annehmen, daß dies nur ein Vorspiel ist zu dem weiter ausholenden Werke. Auf Grund des bisher Gebotenen muß jede Erörterung seiner Ansichten etwas Vorläufiges und Tastendes haben. Denn die zahlreichen Schriften der Schüler und Enkelschüler läßt man besser aus dem Spiel, da sie doch wohl in manchem die vom Lehrer verfolgte Pfade überschreiten. Wir sehen hier ab von den rhythmischen Beiträgen im 1., 2. und 5. Stück und fassen nur die Lehre vom sprachlichen Melos ins Auge. Diese Lehre kann man zerlegen in zwei Sätze, die als empirische Aussagen genommen sein wollen, und in zwei daran geknüpfte Vermutungen oder, wie man wohl richtiger sagt, Forderungen.

¹⁾ Eduard Sievers (ord. Prof. f. deutsche Sprache u. Lit. an der Univ. Leipzig), Rhythmisch-melodische Studien. Vorträge und Aufsätze. [Germanische Bibliothek, hg. von W. Streitberg. 2. Abt.: Untersuchungen und Texte. 5. Bd.] Heidelberg, Carl Winter, 1912. 141 S. 8°. M. 3,20.

I. Der erste empirische Satz ist dieser: es ist sicher, »daß die Mehrzahl der naiven Leser, die ein Gedicht oder eine Stelle unbefangen auf sich wirken lassen, . . . in annähernd gleichem Sinne melodisiert, vorausgesetzt, daß sie Inhalt und Stimmung wenigstens instinktiv zu erfassen vermögen und den empfangenen Eindruck auch stimmlich einigermaßen wiederzugeben imstande sind« (S. 58). Diese naiven sind die »Autorenleser«; sie reagieren »sozusagen zwangsweise auf die melodischen Reize« im Texte; die »Differenzen« zwischen ihnen »sind meist leicht zu beseitigen« (S. 83). Ihnen stehen die »Selbstleser« gegenüber, die Individualisten, die nur zuzeiten »ordnungsgemäß reagieren« (S. 84). Sievers spricht von »Massenuntersuchung« und »Massenreaktionen« und bekennt sich zu dem »praktischen Satze«. »daß in Zweifelsfällen der Instinkt der Masse meist die mehr oder weniger bewußte Auffassung des einzelnen schlägt« (S. 82).

Sievers teilt zahlreiche Proben dieser Lesungen mit. Da deren Melodien mir oft befremdlich vorkommen; da meine Erfahrung mir gelehrt hat, daß jeder Leser seine melodischen Gewöhnungen betätigt, die sich aus Idiatischem und Persönlichem, aus Anerzogenem und bewußt Angelerntem zusammensetzen und dazu in hohem Grade von den Zufällen des Augenblicks gelenkt werden: deshalb muß ich notwendig fragen, welcher Tatsachenwert jener Sieversschen Aussage zukommt. Zunächst, was versteht Sievers unter »annähernd

gleich«?), wie groß und welcher Art dürfen die Verschiedenheiten sein, die Sievers als unerheblich wegläßt? Die Ausdrücke auf S. 85 (nur »das Typische und Relative der Melodisierung« sei gleich usw.) vermitteln keine klare Vorstellung. Dann, wonach bestimmt sich der »naive« Leser im Gegensatz zum »Selbstleser«?), ist das Ergebnis, d. h. die »annähernd gleiche Melodisierung«, maßgebend für die Zurechnung zu der ersten Gruppe? Auch wie groß innerhalb der naiven Leser die Mehrheit ist, die annähernd gleiches Ergebnis liefert, möchte man gern wissen. Ferner sieht man sich zu der Frage gedrängt: wie wird es bei den Massenproben verhindert, daß die Suggestion, die die Stimmführung des Lesenden bedingt, nicht nur von dem Texte ausgeht, sondern auch von den Teilnehmern? Wir hören allerlei von den »Kautelen«, die das Nichtkonstante, den die Einheit störenden Leser fernhalten (S. 61. 62. 64. 85. 114¹), aber nichts von den Maßregeln, die den mitgebrachten Ungleichheiten auch des Naiven Schutz geben gegen Abschleifung und Überstimmung durch die andern. — Man sieht, mit Fehlern der Beobachtung ist hierbei nicht gerechnet; es ist vorausgesetzt, daß die Melodien genau aufgefaßt und, nach Tonschritten wie Höhenlage, so genau aufgezeichnet werden, daß man die zu verschiedenen Zeiten erzielten Ergebnisse miteinander vergleichen kann.

Über jene Schwierigkeiten wird man erst hinauskommen, die ganze Behauptung wird erst prüfbar werden, wenn objektive, phonographische Aufnahmen zur Verfügung stehen; Aufnahmen, die von dem isolierten, unbeeinflussten Leser genommen sind. Dann wird sich zeigen, wie weit die Übereinstimmung geht und wie weit die Abweichungen; wie groß der Bruchteil der annähernd gleich Lesenden ist, und inwiefern diese gleich Lesenden auch in ihrer Alltagssprache ähnliches Melos haben. Eh diese Grundlage da ist, scheint mir eine gläubige Aufnahme des Satzes verfrüht, ein Vorbringen von Zweifeln und Gegeninstanzen unfruchtbar.

II. Dem Einwande, der den meisten zuerst kommen wird: sind denn die deutschen Sprechmelodien nicht ebenso mannigfaltig wie die deutschen Mundarten?, diesem Einwande begegnet der zweite empirische Satz. Sievers behauptet, »daß im Deutschen . . . zwei konträre General-systeme der Melodisierung einander gegenüberstehen (S. 86: schroff gegenüber), auch in der einfachen Alltagsrede. . . . Im ganzen herrscht

. . . das eine Intonationssystem im Norden, das andere im Süden des deutschen Sprachgebietes . . .« (S. 63). Ebenda macht Sievers den »Vorbehalt, daß weitergehende Untersuchungen erst noch zu lehren haben werden, ob das, was uns jetzt als ein einheitliches Gesamtsystem erscheint, nicht vielmehr in eine Anzahl von Untersystemen zu zerlegen ist, die nur in gewissen Hauptzügen zusammengehen«. Aber dieser Vorbehalt spielt im weitern keine Rolle (s. u. a. S. 86 f.); Sievers geht tatsächlich so vor, als habe die deutsche Sprache nur zwei mundartlich gesonderte melodische Systeme. Und da diese sich wie Positiv und Negativ zueinander verhalten sollen, also die einfache »Umlegung« von der einen zu der andern führt, kann Sievers die deutsche Sprachmusik als einheitliche Größe behandeln. Erst diese Voraussetzung ermöglicht ihm, seine Melodisierungen von Versen und Prosastücken nicht als idiomatisch begrenzte, sondern als gemeingültige Vortragsformen hinzustellen. Auf S. 86 erklärt er, er müsse »so schroff wie möglich betonen, daß die Sache selbst außer allem Zweifel steht«. Ich bin hier anderer Meinung.

Die Sieverssche These enthält zunächst den Anspruch: all die melodischen Unterschiede zwischen dem Elsässer, dem Schwaben, dem Wiener usw., zwischen dem Kölner, dem Mecklenburger, dem Balten usw., diese Unterschiede, die den Sprecher verraten, eh man seine Worte versteht, und die auch das Vorlesen fremder Verse durchziehen: diese Unterschiede sind als unerheblich beiseite zu lassen; die Feststellung der Massenreaktionen nimmt auf sie keine Rücksicht, sondern rechnet nur mit einer Zweiteilung deutscher Sprechmusik. Es handelt sich hier nicht um einen Erkenntnisatz, der auf seine Richtigkeit zu prüfen wäre, sondern um eine Vorschrift, ein Rezept. Hat die Vorschrift etwas Zwingendes? Daß der melische Abstand zwischen den sämtlichen Norddeutschen belangloser sei als zwischen einer Gruppe von ihnen und irgend einer süddeutschen, ist unerweisbar, geschweige denn daß die beiden großen Lager eine verhältnismäßige Einheit bilden. Hätte Sievers Recht, so müßte man den Tonfall des Kölners, des Mecklenburgers, des Balten auf eine Kurve vereinigen können, die zugleich den dreien gemeinsam und für sie kennzeichnend wäre, indem sie den Elsässer usw. ausschloße. Aber solche gemeinnorddeutschen und gemeinsüddeutschen Sprechmelodien sind unwirklich, ja unvorstellbar; es hat auch niemals eine Zeit gegeben, wo nord-

deutsche und süddeutsche Sprechweise sich als Einheiten gegenüberstanden.

Die weitere Behauptung, daß die angeblichen zwei Intonationssysteme gleich, aber umgekehrt seien, sich »im allgemeinen wie zwei Spiegelbilder zueinander verhalten« (S. 87), würde man nicht als Ernst nehmen, wenn sie in anderm Zusammenhang begegnete. Ich kann mir den Irrtum nur erklären als Verallgemeinerung der bekannten Tatsache, daß an gewissen Satzstellen ein Teil der süddeutschen Mundarten steigenden Tonschritt hat gegenüber dem fallenden der Bühnensprache. Dies auf die gesamte Sprachmusik und alle Süddeutschen auszudehnen, ja sogar die Wahl höherer und tieferer Tonlage unter dieses einfache Gesetz der Umdrehung zu stellen, erscheint mir als weite Abirring von den Tatsachen. Vor mir liegen die Aufzeichnungen des musikalischen Akzents in einer Schweizer Mundart (Vetsch, Die Laute der Appenzeller Mundarten, 1910, S. 39 ff.): der Norddeutsche, dessen Stimmführung sich dazu wie das Spiegelbild verhielte, müßte erst geboren werden.

Danach bin ich der Ansicht, daß man sich gar nicht das Ziel stecken darf, die Sprachmusik der Deutschen, sei's in der Alltagsrede, sei's im Vortrag, auf einheitliche Linien zu bringen. Umfassendere Typen, die man heraushebe, hätten in dem Maße Wert, als sie die Landschaftsgegensätze, die jeder als charaktervoll empfindet, durchklingen ließen.

III. Der dritte Satz ist eine Forderung. Sievers legt sich die Frage vor, woher die Melodien stammen, die der Leser dem Texte verleibt. Die Schriftzeichen geben keine Anweisung für Höhen und Tiefen, für straffere und losere Spannung der Stimmbänder. Dennoch regen sie den Lesenden, mittelbar, zu gewissen Melodien an (S. 81). Sievers entscheidet sich nun dafür, daß die von der naiven Masse herausgelesene Melodie die dem Text zukommende sei, d. h. die eigene Sprachmelodie des Verfassers, — genauer: die Sprachmelodie, die den Verfasser beim Schöpfungsakte bewegt hat.

Ich glaube, daß wir uns nach der andern Seite auch befragen müssen. Daß ein gewisses Schriftbild dem Lesenden einen gewissen Tonfall abtut, muß erklärt werden aus den Bedingungen, worin der Lesende selbst steht. Wie der Lesende seine lautbildnerischen Gewöhnungen dem Texte entgegenbringt, das ihm gewohnte *scht-, ge-, en* spricht, auch wo der Verfasser *st-, je-, er* gesprochen hat, so deutet er das Melodische

des melodiestummen Schriftbildes nach den ihm geläufigen oder bekannten Sprechmelodien. Diese Verknüpfung des Sichtbaren mit hörbaren Vorstellungen hängt ab von vielen feinen, geheimen Voraussetzungen: neben dem ererbten oder später angelesenen Idiom wirken die Unwägbarkeiten des persönlichen Naturells und Geschmacks, die Summe der erlebten Eindrücke, die vielleicht etwas falscheren Größen der Schul- und Theaterbildung. Wo Leser in ihrer Melodiewahl zusammenstimmen, die in ihrer Alltagsrede sich unterscheiden, da wird nach jenen Einflüssen der Buchbildung zu fragen sein, nach den Moden des Vorlesens, die bis auf die Volksschule und die kleinbürgerliche Familie abfärben und dem »Naiven« sein unindividuelles Formgefühl liefern. Daß es je gelingen werde, die melodische Übereinstimmung landschaftsfremder Leser halbwegs auf ihre Ursachen zurückzuführen, glaube ich nicht, umso weniger als mir das von Sievers behauptete Maß von Übereinstimmung zweifelhaft ist. Aber gesucht werden müssen diese Ursachen diesseits, d. h. im Lesenden selbst und in seiner Umwelt. Die Sprechmelodie des Verfassers ist ein Jenseits, zu welchem die Schriftzeichen keine Brücke schlagen. Wer behauptet, daß die von den Schriftzeichen in uns angeregten Mela sich mit den Mela des Autors decken — oder vorsichtiger: daß sie ihnen parallel gehen —, der will uns ein Wunder glauben machen. Es ist nicht anders, denn als ob sich Luftwellen durch einen luftleeren Raum verbreiten sollten. Die Buchstaben, die uns das Werk des Verfassers vor Augen bringen, sind der luftleere Raum für seine persönlichen Schallwellen.

Dies heischt die selbstverständliche Einschränkung: mittelbare Schlüsse auf das Sprechmelos des Urhebers sind in dem Umfange brauchbar, als sie von der gemeinsamen Sprache getragen werden. Die dem Deutschen eigene Beziehung zwischen Satzrhythmus und Satzmelodie (S. 50) erlaubt, von dem Greifbareren, dem Rhythmus, einiges zu schließen auf das Wandelbarere, die Melodie. Von einem Verse nicht nur des Zeitgenossen Dehmel, sondern auch Goethes, auch Wolframs können wir aussagen, daß er den und den Tonfall jedenfalls nicht gehabt haben kann; wir können einen Kreis ziehen, der die Möglichkeiten des Verses umschließt: es sind die Möglichkeiten, die die deutsche Sprache einem Satze dieses Baues offen läßt. Je weiter wir uns von der Gegenwart entfernen, umso größer wird dieser Kreis, d. h.

umso allgemeiner, unbestimmter unsre Aussage über die melodischen Möglichkeiten des betr. Satzes. Aber auch bei einem deutschen Zeitgenossen wird der Kreis nicht so eng, daß er die dem Autor persönlich eigene Sprechmelodie abgrenzte. Sobald wir uns zu fremden Sprachen wenden (auch das mittelalterliche Deutsch nähert sich einer fremden Sprache), entgleitet unserer melodischen Ausdeutung der Halt; die Beziehungen zwischen dem Schriftbilde und den Stimmbänderstellungen, die wir damit verknüpfen, werden rein irrational; die Wahrscheinlichkeit, daß eine von uns herausgelesene Intervallenfolge die des Urhebers sei, wird gleich Null. Man setze den Fall, ein Deutscher habe Französisch oder Englisch oder Schwedisch gelernt aus einer vollkommenen Lautschrift, die alles Phonetische, nur nicht die Stimmböhen, vermittelte: hätte dieser Deutsche nie die fremde Sprache reden hören, so ist ausgeschlossen, daß sein eigenes Lesen die für das Französische, Englische, Schwedische wesentlichen Melodien treffen würde. Die toten Sprachen stellen uns aber noch ungünstiger, da uns ihre phonetischen Werte nur in plumpen Umrissen erkennbar sind. Wenn Sievers, wie es nach S. 110 aussieht, auch die Sprechmelodie der altrömischen Dichter und der homerischen Epen durch seine Leseversuche zu entschleiern glaubt, so hat er die Frage nach der Möglichkeit der Zusammenhänge ganz verabschiedet. Bei griechischen Texten müßte man sich wenigstens an die Wortakzente halten, die ja tonische Bewegung ausdrücken; aber von der Stimmlage und dem Verhältnis zwischen den einzelnen Akzentensilben verraten sie uns nichts.

Noch manche Frage hätte ich zu dieser Sache auf dem Herzen. Z. B. S. 55 (a. 1894) verlangt Sievers, die Beobachtung habe sich zu richten auf die »als musterergültig erkannten Interpretationsformen, wie wir sie aus dem Munde des berufenen Künstlers hören« (ähnlich S. 39f.). Von 1901 ab ist dann die Massenuntersuchung dasjenige, worauf es ankommt. Hat Sievers damit einen Gesinnungswechsel vollzogen, oder ist er der Meinung, daß der »berufene Künstler« eins sei mit dem »Autorenleser«, der nach S. 82 »meist keine besondere Kunst hat und also auch nicht danach strebt, Kunst zu entfalten?« Oder: was hat es für einen Sinn, daß man Verse, die vom Dichter für eine eigene Sangesweise geschaffen wurden, auf ihre Sprechmelodie befragt? Sievers bezeichnet doch die Melodie, die den schöpferischen Akt des Verfassers begleitet,

als das Ziel seiner Ermittlungen. Aber den Gesangstextdichter wird doch normalerweise seine Singweise leiten. Wo Sievers von den Melodien Walthers, Dietmars von Aist, Spervogels redet, glaubt er doch wohl nicht, ihre musikalischen Kompositionen ergründet zu haben. Aber solche Fragen treten zurück hinter der einen, entscheidenden: erlaubt die Reaktion des Lesers den Schluss auf das Melos des Dichters?

IV. Mit dem Gesagten hängt eng zusammen: Sievers vertritt die Forderung, daß jeder Vers seine eine Melodie habe, worin er jedesmal wieder gesprochen werden muß, wenn er »richtig« sein soll; daß also die Sprechmelodie so gut wie das Versmaß zu den festen, innewohnenden Eigenschaften eines Verses gehöre. Daher denn auch die Leseversuche nicht nur das einmalige Sprachmelos des Dichters erschließen sollen, sondern, was damit eins ist, die dauernde Melodie (Stimmlage + Intervalle) des Verses. Nach S. 87ff. gilt entsprechendes auch von Prosastücken. Die Äußerungen auf S. 64. 83 u. ö. zeigen, daß Sievers dies als Forderung in seine Versuche hereinbringt; er spricht von der Aufgabe, die Differenzen bei seinen Schülern zu beseitigen; denn es steht ihm fest, daß es eine Norm geben muß.

Auch diesen Satz, den Schlussstein des Gewölbes, kann ich mit meinen Wahrnehmungen nicht vereinigen. Ich beobachte an Dichtern (ob sie Sterne erster oder sechster Größe sind, tut nichts zur Sache), daß sie erstlich ihre eignen Verse, je nach der Stimmung, sehr verschieden vortragen, und daß sie zweitens ihre eignen Verse auch in fremdem Munde, bei fühlbar veränderter Melodie, als »richtig« anerkennen. Sie verlangen von der Sprachmusik nicht dieselbe oder eine ähnliche Stetigkeit wie vom Versmaß; nur dieses gehört zu der Form, die der Dichter »gesetzt« hat, und deren Antastung das Kunstwerk gefährdet. Wenn wir eine Sprechmelodie, die »richtige«, für jeden Vers behaupten, sind wir gesetzgeberischer als der Autor, der hier der einzige Gesetzgeber sein sollte. Auch wo es gelänge, bei einem lebenden Verfasser die Melodie seiner schöpferischen Stunde zu erhaschen, dürften wir sie nicht als »die« Melodie der betreffenden Verse buchen. Die Möglichkeit soll offen bleiben, daß auch einmal ein Dichter entscheidendes Gewicht legt auf ein bestimmtes Melos und seinen Vers verdorben findet, wenn er nicht ums kleine *a* herum intoniert wird und von der vierten auf die fünfte Silbe um eine

übermäßige Quart steigt u. dgl. Ein solches Kuriosum mag der Vortragslehrer anmerken; in den Rahmen der Verslehre würde es ebenso wenig gehören wie etwa der Umstand, daß ein Dichter irgendwo besonders offene ö-Laute oder scharf gerollte r wünschte.

Die vielen Selbstzeugnisse von Dichtern, wonach ihnen beim Schaffen »eine Melodie vorschwebte« u. ä. (S. 58f.), dürften recht verschiedenes enthalten: z. T. denken sie gewiß an eine Sangweise, die wenigstens die ersten Zeilen umspielt; andernmale wird die rhythmische Bewegung das wesentliche sein; auch wo eine sprachliche Satzmelodie in ihr Ohr klingt, darf man nicht gleich annehmen, daß sie das ganze Gedicht durchzog und bis zu Ende die Stimmung und Wortwahl lenkte. Bei Goethe kann man mehrmals nachweisen, wie der in der Anfangsstrophe verwirklichte Rhythmus im weiteren gleichsam erschläft; mit der rhythmischen Bewegung wird sich auch die tonische verändert haben. Doch hat diese ganze Erscheinung mit der Frage nach der festgelegten Versmelodie nichts zu tun.

Was die Prosa anlangt, so sind wir ja alle von der Zunft, und mindestens dem Ref. fällt es nicht ein, seine Sätze unrichtig gelesen zu finden, wenn man sie in anderem Tonfall liest; um so weniger als auch er in seinem Tonfall wechselt. Über den Rhythmus würde man ganz anders wachen.

Mit Recht sagt Sievers (S. 60): »die größere Gleichmäßigkeit der rhythmischen Form (im Verse, zum Unterschied von der Prosa) treibt, nicht notwendig, aber doch oft und unwillkürlich auch zu festerer Regelung des Melodischen«. Aber von da ist noch ein großer Schritt zu der Annahme, daß dem Verse ein für allemal eine melodische Linie zukomme.

Sievers verwahrt sich (S. 83. 114), daß man seinen Vorschriften mit dem Einwurf begegne »Es geht auch anders«, und gewiß mit Recht, sofern dieser Einwand leicht hin gegen seine hingebenden Versuche erhoben wird. Aber es liegt im Wesen der Sache, daß auch ein reiflich durchdachter und von Beobachtungen gestützter Zweifel inhaltlich auf das »Es geht auch anders« hinauslaufen muß. Sievers erklärt, daß sein Verfahren ihn instand setze, für deutsche Verse und Prosaperioden eine Vortragsform als die richtige hinzustellen, damit alle andern als unrichtig zu bezeichnen. Wenn irgendwo, so gälte hier das »Affirmanti incumbit probatio«;

aber von einem Beweise kann ja gar keine Rede sein, das gibt Sievers zu. Wer sich überzeugt hat, daß er die vorgelegten Beispiele triebhaft, ohne alle Künstelei in andern Tonbewegungen zu lesen pflegt, und wem die tragenden Voraussetzungen jenes gesetzgeberischen Verfahrens unhaltbar vorkommen, der muß es eben ablehnen, das Bild des »richtigen« Vortrags aus den Sieversschen Angaben zu schöpfen. Gegen manche dieser Melodisierungen habe ich nur einzuwenden, daß sie sich vermessen, die vom Urheber gesetzte, allein richtige Form zu sein. Nicht wenige aber erscheinen mir fernliegend, erkünstelt, ohne Überzeugungskraft; so z. B. die »Sprungikten« S. 52, die »Skalenverse« S. 53, die Abwechslung von tief und hoch im König in Thule S. 94, die Unterscheidungen beim Spervogel S. 100.

Nach dem hier unter III und IV Gesagten ist es mir unmöglich, in der »Melodieprobe« ein »neues Hilfsmittel philologischer Kritik« anzuerkennen. Von den Beispielen, die Sievers bringt, haben mich nur die überzeugt, wo die beiden verglichenen Texte objektiv nachweisbar, d. h. im Rhythmus, abweichen, also namentlich das Tagelied Dietmars S. 73f. Daß hier jeder heutige Leser den abweichenden Zeilen, den echten und den entstellten, zugleich mit dem andern Rhythmus eine andere Melodie geben wird, ist klar. Nur gewinnt man gerade hier keinen melodischen Schluß auf den Dichter, weil das Liedchen auf eine Singweise gedichtet wurde (s. o.). Was Sievers von der in die Höhe getriebenen Stimmlage und dem Verlust der Tiefschlüsse sagt, hat für eine musikalische Vertonung keine Gültigkeit.

So liegt nach meinem Dafürhalten der Wert der Sieversschen Massenuntersuchung nach einer andern Seite: wenn diese Beobachtungen einmal in objektivem Abbilde vorliegen, werden sie ein wichtiger Beitrag sein zur Kenntnis der Schallform der heutigen deutschen Verssprache. Es gäbe kaum einen Forscher, bei dem diese Untersuchungen besser aufgehoben wären.

Allgemeinwissenschaftliches; Gelehrten-, Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Referate.

Briefe von David Friedrich Strauß an L. Georgii. Herausgegeben von Heinrich Maier [ord. Prof. f. Philoa. an der Univ. Göttingen]. Tubin-

DEUTSCHE LITERATURZEITUNG

HERAUSGEGEBEN

VON

Prof. Dr. PAUL HINNEBERG

DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1912

128081
10/6/13